Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1915

275 (24.11.1915) Unterhaltungs-Beilage

Visual Library

Karlsruhe, den 24. Nov.

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 275 — 1915

In Marseille.

Einem von Ende Oktober datierten Privatbrief aus Marseille, der großen französischen Handelsmetropole am Mittelländischen Meer, entnimmt die „Tribun de Genève“ folgende interessante Ausführungen:

Diese von jeher arbeitsheiße Stadt liegt heute im Paroxysmus fiebernder Geschäftigkeit. Mehr als je hat nun ihr guter Bürger recht, der von der „Cannebière“ (einer auf den Hafen zuführenden Straße Marseilles) sagte, sie sei die größte Straße der Welt, da sie bis in den Orient führe. In Marseille staut sich dieser Zug von Tausenden jungen Männern aus dem Norden, ehe er weiterzieht, seiner fernen, dunklen Bestimmung entgegen. Die Stadt quillt über von Engländern. In der vergangenen letzten Oktoberwoche sollen ihrer 60 000 durchgekommen sein. Regimenter über Regimenter marschieren vom Ausladebahnhof in die Tagesquartiere, in den „Prado“ der „Mazargues“. Bald speien diese provisorischen Kasernen aber die Kolonnen wieder aus und die Transportschiffe tragen sie an unbekannte Küsten.

Ich hatte diese Truppen noch vor drei Wochen in ihrem Heimatland gesehen und war mn doch etwas überrascht, sie plötzlich wieder hier anzutreffen, unter diesem vom Herbste kaum getrübten Saphirhimmel des Südens. Mitten im lärmenden Geschrei der Straßen Marseilles wirken ihre das Pflaster stampfenden, unabsehbaren Reihen, ihre Stimmen mit dem ewigen Singsang des „Tipperary“ auf Auge und Ohr als Mißklang. Man hat die Leute etwas durcheinandergewürfelt; aber ich erkenne sie doch alle wieder. Diese da gehören zur Kitchenerarmee; ihren blitzenden Achselschnüren, den noch neuen Falten ihrer Uniformen sieht man an, daß sie ganz frisch aus irgend einer englischen Kaserne kommen, aus Chelsea, Whitehall oder Kensington. Die hier sind „Esser-Füsiliere“, „Gordons“, dann ein Trupp irländischer Grenadiere. Aber diese Kerle da in ihrem zerknüllten Khaki, die schickt La Bassee oder Givenchy. Verbrannte, bärtige Gesichter. Mit grausamen, starren Augen marschieren sie neuen Abenteuern entgegen. Ich schlendere ihnen nach zum Hafen. Das Regiment soll sich in einer Stunde einschiffen. Fiebernde Bewegung in den gewaltigen Bassins.

Die Mietpreise im Hafen erreichen jetzt ungeahnte Höhen. Für einen armseligen, kleinen Kohlendampfer zahlt man 250 Frank die Stunde. Ein lebendiger Wald schwankender Rahen, Maste, Kamine. Tobsüchtig wimmelnder Eifer, von der Enge des Hafenbeckens gesteigert. Man spürt den Atem einer unerhörten Anstrengung, der aufschnellenden Energie, verzweifelten Willens, dort im Osten noch zurecht zu kommen, um jeden Preis zurecht zu kommen . . .

Eine bestürzende Feststellung: Es gibt keine Nichtstuer mehr in Marseille. Aus dieser mit Bummlern hochgesegneten Stadt, diesem Eden des fröhlichen Schlendrians und trödelnden Farniente sind die Müßiggänger verschwunden. Sie sind fort, die bronzenen Straßenlümmel, die auf den Treppen der Kathedrale um ihre Sous würfelten, fort diese beunruhigenden Gestalten, die in schmutziges Weiß gekleidet, auf den leisen Sohlen ihrer Leinwandschuhe durch die klebrigen Gäßchen strichen, in der verdächtigen Grazie ihrer geschmeidigen Hüften.

Das englische Regiment, Mann auf Mann, passiert über den Landungssteg. Es ist an Bord. Die Glocke zur Abfahrt tönt. Von der Kommandobrücke singt eine Stimme, eine wunderbare junge, helle Stimme den jedem englischen Phonographen teuren Refrain: „Boys in Khaki, boys in blue“. Und in diesem Augenblicke, der die Soldaten dort in das Dunkel einer unerforschlichen Zukunft fortführt, nimmt die abgedroschene Melodie die Stimme unerträglich schweren Heimwehs an. Früher gab es Abschiedsfeiern, aber jetzt: Gott, man ist es so gewöhnt. Man achtet gar nicht mehr darauf.

Ich blieb denn auch ganz allein, während ich ein paar Schritte weiter deutschen Gefangenen zusah, die mit dem Befrachten eines Munitionsdampfers beschäftigt waren. Der ehrsame Plebs vom „Vieux-Port“ bezeugt ihnen, scheint mir, keine sehr heftige Feindschaft. Trotzdem ließ man die Deutschen in der ersten Zeit in Mondnächten arbeiten, aus Besorgnis, man werde sie lynchen. Soldaten vom Fort Saint Nikolas stellen die Bewachung. Die Gefangenen tun ihre Arbeit halb mürrisch, halb resigniert. Sie sind arbeitsschmutzig, von oben bis unten. Wohl seit langem schon haben ihre Uniformen jede erkennbare Farbe verloren. Und Haar und Gesicht sind glanzlos wie ihre Kleider. Im übrigen haben sie sich wohl nicht zu beklagen. Es ist keine hetzende Arbeit. Ich sehe einen der Deutschen auf einem Sack ruhig schlafen, ohne daß sein Wächter ihn aus dem Schlummer jagt. Fünfundzwanzig Sous Taglohn.

In Carpine sind die Gefangenen interniert. Täglich sehe ich Karren, in langer Reihe, hochbeladen mit Lebensmitteln für Carbine an meinem Haus vorbeiziehen. Man wollte diese Gefangenen bei der Ausbesserung der Straßen verwenden, die sich infolge des Arbeitermangels in einem wirklich elenden Zustand befinden. Die Radspuren werden immer tiefer; aber der Winter kommt schon, und die Deutschen bleiben jetzt in Carpine.

In der Stadt trifft man feierliche Hindus. Die Stirn vom Turban umwickelt, spazieren sie in pompöser Allüre durch die großen Warenhäuser, bleiben wie Kinder stehen, um an den Seifen zu riechen, und verschenken ihr feuriges Lächeln unter die Verkäuferinnen des Rayons. Die farbenfrohe, an Gerüchen reiche Stadt mag ihnen recht gut gefallen. In den Tramways finden sie gar Plakate in ihrer eigenen Sprache neben den englischen und französischen Anschlägen. Und ihre kleinen Karren, ihre schwarzbraunen Maulesel rennen durch die Straßen, als sei das immer so gewesen. In dieser Doppelwelt, wo sich die Starrheit Britanniens und die geschmeidige Katzenart des Orients begegnen, zeigen die französischen Soldaten die Miene des freundlichen Wirtes, der seinen Gästen nachsichtig zusieht. Man sieht übrigens sehr viele Krüppel, darunter manche schon wieder im Bürgerkleid.

Noch weit mehr als früher bilden die Straßen Marseilles ein unentwirrbares Chaos. Englische Ambulanzen, Tramwagen, von sehr uneleganten Schaffnerinnen geführt, hindostanische Karren, graue Stabsautomobile stoßen mit den Fuhrwerken der Seifensiedereien und Oelfabriken zusammen; vollkommene Anarchie der Straße. Hier heißt es: Jeder für sich, Gott für alle; trotz der heftigen Gestikulationen des schnurrbärtigen Polizisten, der mit dem Gefuchtel seines weißen Stabes den Londoner Policeman imitiert, aber ohne den geringsten Erfolg. Er bietet den grotesken und schmerzlichen Anblick eines Taschenspielers, dem die Tricks nicht gelingen wollen.

Der Krieg hat Marseille nichts von seinem köstlichen Gesicht kindlicher Harmlosigkeit genommen. Ja, man erzählt sich sogar, daß die Engländer, die dort in Garnison stehen, vom Rhythmus der Stadt ergriffen werden und in so etwas wie leise Lebendigkeit geraten. H. D.

Aus Feldpostbriefen.

* **Im Stacheldrahtwald.** Ein italienischer Soldat gibt in einem Briefe an das „Giornale d'Italia“ nachstehende Schilderung des endlosen Kampfes auf dem rauhen Karstplateau:

„Der Kampf zwischen Vermigliano und Monfalcone ist eine ungeheure Bastion, die bald sanft gegen die venezianische Ebene abflacht, bald beinahe senkrecht abfällt, unvermittelt, trotzig, gleich Türmen. Die Hochfläche von Doberdo bildet eine Bodenwelle, die im Osten von einem Kreise von Hügeln abgeschlossen wird, die weiß in der Sonne leuchten, während seewärts dunkle Pinienwälder sie bedecken. In den Vertiefungen der Hügelwelle öffnen sich tiefe Höhlen, deren Eingänge mit niedrigem grünen Gebüsch umsäumt sind.

Gegen Selz, wo sich die berühmten Höhlen befinden, ist das Terrain fast unnahbar. In jenem Abschnitt leisteten die Oesterreicher dem ersten wütenden Angriff Widerstand. Unsere Truppen wurden, als sie vordrangen, von Schützengräben, die in verschiedenen Winkeln labyrinthartig sich kreuzten und einen mächtigen Widerstand boten, unter Gewehrfeuer genommen. Nachdem unser Gewehrfeuer die Stellungen ausgekundschaftet und wir uns eingegraben hatten, begann die Artillerie ihr Werk. Mit schwindelerregendem Schnellfeuer begann sie Meter für Meter die Hindernisse zu bearbeiten und bei jedem Schuß riß sie eine Lücke in den ungeheuren Stacheldrahtwald, der von dem in den Boden eingemauerten Eisenpfosten die ganze Front abschloß.

Die Unsrigen schlichen sich inzwischen heran, nisteten sich zwischen den Häusern und Kornfeldern ein, die der Feind beständig bombardierte. Die Kühnsten drangen in die von der Artillerie in die Drahthindernisse gerissenen Lücken ein und erweiterten sie; die Oesterreicher überschütteten sie mit Geschossen. Eingeschlossen in ihren mächtigen, gemauerten Schützengräben, spähten sie jede Bewegung unserer Truppen aus und trafen ihr Ziel methodisch und mit Sicherheit. Die Offiziere die ihren Soldaten vorangegangen, wurden mit Geschossen überschüttet. Aber die schwere Artillerie begann, nachdem das Terrain vom Feinde, den Hindernissen gesäubert, die Schützengräben zu bombardieren. Wo sich am meisten der feindliche Widerstand geltend machte, dahin konzentrierte sich ihr Feuer; wenige Minuten und der Schützengraben verschwand, das Gewehrfeuer schwieg.

Die Unsrigen begannen sich emporzuarbeiten, um den Rand der ungeheuren Bastion zu erreichen, und es gelang ihnen, nach ungeheuren, unbeschreiblichen Anstrengungen, sich dort festzusetzen. Die Feinde machten jede Anstrengung, um die Linie zu durchbrechen und an einzelnen Punkten mit imposanten Truppenmassen unsere Soldaten in die Ebene hinunterzuwerfen. Tag für Tag wurden die Ränder umstritten, verloren, wieder erobert und unter einem Höllenfeuer ausgebaut.

Jetzt befinden sich auf allen Seiten unsere Laufgräben unmittelbar denjenigen gegenüber, die sich der Feind schon vorher auf der Hochfläche vorbereitet hatte. Die Gräben füllten sich mit Leichen. Oberhalb der Steinbrüche von Selz, wo die Oesterreicher unsere anstürmenden Truppen mit Steinwürfen empfingen, liegen noch Leichen, von der Sonne mumienartig ausgedörrt, einige durch eine Granate halb vergraben, die Hände wie flehend ausgestreckt, andere, auf der Flucht gegen Doberdo überrascht, rücklings ausgestreckt in irgendeinem Versteck hockend, rings von großen Haufen von Patronenhülsen umgeben; sie haben sich bis zum äußersten verteidigt!“

Vermischtes.

* Eine Russenkolonie in Masuren. Dieser Teil Ostpreußens, der die furchtbarsten Verwüstungen des Russeneinfalls gesehen hat, ist nicht nur ein Land von eigentümlichstem landschaftlichem Reiz, sondern es besitzt auch in seiner Bevölkerung eine Merkwürdigkeit, die ihresgleichen nicht hat in deutschen Landen. Es sind dies die Dörfer eines seltsamen russischen Volksstammes, der Philipponen, die seit fast einem Jahrhundert unter dem preußischen Adler leben und trotzdem ihre russische Eigenart getreu bewahrt haben. In der traumhaften Wunderwelt der masurischen Seen und Wälder tauchen in der Johannisburger Heide wie Bilder eines alten Märchens plötzlich diese Philipponen-Siedelungen auf mit ihren schwergefügten Blockhäuschen, den typisch russischen, fremdartig wirkenden Bewohnern und ihren wunderlichen Geräten und Sitten. Ein echtes Stück Rußland ist es auf der deutschen Erde. Der Mittelpunkt der Philipponen-Kolonie ist das Dorf Eckertsdorf, das wie die andern Philipponen-Dörfer zum Kreise Sensburg gehört. An dem lieblichen, von dichten Bäumen überschatteten Crutinna-Fluß entstand die erste Ansiedelung, die durch eine Kabinettsorder vom 25. Dezember 1825 die staatliche Anerkennung erhielt. Schon im 18. Jahrhundert waren Philipponen als Waldarbeiter in der Johannisburger Heide gewesen. Es sind Angehörige einer Sekte der griechisch-katholischen Kirche, die sich zu den Starowiercy oder Altgläubigen rechnen, weil sie die von dem Moskauer Patriarchen Nikon um die Mitte des 17. Jahrhunderts veränderte Liturgie nicht angenommen haben, sondern starr am Alten festhielten. Ihren Namen führen sie von dem ersten Oberhaupt, das an die Spitze der Sekte trat, von Philipp Pustosmjat. Da sie in Rußland wegen ihres Glaubens hart bedrängt und bedrückt wurden, wanderten viele von ihren ursprünglichen Wohnsitzen im Bezirk Suwalki über die Grenze und siedelten sich auf ostpreußischem Boden an. Die ersten kamen unter Onufri Jacubkiew, nach dem das von ihm gegründete Dorf Onufriowo heißt. Die Erlaubnis zur Ansiedlung erhielten sie unter der Bedingung, daß sie nur unkultivierten Boden ankauften, und unter Leitung des preußischen Forstmeisters Eckert rodeten sie nun in der Johannisburger Heide mit vielem Fleiß den Wald aus und schufen fruchtbares Ackerland. Die Kolonie, die um das Jahr 1840 mehr als 1200 Seelen und 1870 noch etwa 1000 Seelen zählte, hat heute noch ungefähr 500 Mitglieder. Manches von ihrer ursprünglichen Eigenart ist im Laufe der Zeiten dahingegangen; doch halten die Philipponen noch immer wie an ihrem Glauben so auch an ihren heimatlichen russischen Gebräuchen mit großer Zähigkeit fest. Die Männer, hohe, breitschultrige Gestalten mit dunklem Haar und gebräunter Gesichtsfarbe, tragen das grobe weißleinene Hemd des russischen Bauern über der Hose als Oberkleid, mit einem Riemen umgeschnallt, haben lange Stiefeln und merkwürdige Kopfbedeckungen, viereckige Mützen und hohe Filzhüte mit schmaler Krempe. Die blonden Mädchen, aus deren bleichen Gesichtern die Augen mit schwermütigem Ausdruck schauen, tragen das Haar in schweren Flechten herunterhängend; als Frauen umschlingen sie den Kopf mit einer Art Turban. Die prächtigen Mieder über dem blauen Rock, die das bezeichnendste Merkmal ihrer Tracht bilden, sieht man jetzt immer seltener. Die Stellung der Frau bei den Philipponen ist echt russisch; sie muß sich in allen Stücken dem Manne unterordnen und selbst Schläge von ihrem Herrn und Gebieter ertragen. An jedem Gehöft findet man noch heute eine seltsame kleine Bude, das Badehaus, das die Philipponen als eifrige Verehrer des russischen Dampfbades viel benützen. Am Crutinna-Fluß sieht man eine ganze Anzahl altertümlicher Badebuden, die zum Flußbad dienen. Selbst der ärmste philipponische Bauer muß sein Dampfbad haben. Jedenfalls ist diese einsame Russenkolonie in Masuren, die inmitten eines der größten ostpreußischen Wälder ihr wenig bekanntes Dasein fristet, eine seltsame Erscheinung.

Das Genfer Abkommen einst und jetzt. Ein Ruhmesblatt für England und Frankreich nennt Oberstabsarzt d. L. Dr. Wegner in Kassel Ausführungen, die er zur Vorgeschichte des Genfer Neutralitätsabkommens gibt. Er hat sie einem Werke von G. Fischer: „Chemie vor 100 Jahren“ entnommen, das interessante Mitteilungen über die Vorgeschichte des Verwundetenschutzes im Felde enthält. England ist es nämlich, das zum erstenmale in praktischer Weise für den Schutz der Verwundeten und Kranken zwischen kriegführenden Nationen eingetreten ist.

Als sich im Jahre 1743 Engländer und Franzosen auf deutschem Boden gegenüberstanden, machte der englische Graf Stair dem Herzog von Noailles, noch ehe es zum Kampfe kam, den Vorschlag, die Lazarette auf beiden Seiten für Freistätten der Kranken zu erklären und sie gegenseitig zu schützen. Noailles ging darauf ein; er wurde am 27. Juni bei Dettingen geschlagen. Die Leute lagen auf nassem Felde, sodaß acht Tage nach der Schlacht etwa 500 an der Ruhr erkrankt waren. Die Engländer richteten im Dorfe Fechenheim am Main ein Lazarett ein, in das außer den Verwundeten zirka 1500 meist Ruhrkranke aufgenommen wurden. Als nun der Herzog von Noailles diesem Hospital gegenüber ein Dorf am anderen Ufer des Mains besetzte, ließ er den Engländern sagen, daß seine Soldaten den Befehl hätten, das Hospital in keiner Weise zu beunruhigen. In dieser Weise verfuhr man während des ganzen Feldzuges. So erzählt der General Pringle. Bald nach der Schlacht schlossen am 18. Juli in Frankfurt a. M. die Bevollmächtigten jener beiden Männer das eigentliche Kartell ab. Der oberste Grundsatz darin war, sich der in feindliche Hände geratenen Verwundeten auf das sorgsamste anzunehmen. Weder Aerzte, noch Wundärzte, noch Apotheker wurden Kriegsgefangene, sondern sobald als möglich wieder zurückgeschickt. Jeder Teil sorgte für die Verwundeten und bezahlte für sie. Diese konnten nicht allein die von ihnen verlangten Aerzte bekommen, sondern sich auch, mit Schutzbriefen versehen, überall hinbringen lassen, durften aber nur vor der Auswechslung nicht wieder dienen. Kranke und Verwundete waren in den Hospitälern sicher und wurden nicht als Kriegsgefangene angesehen. Man sieht, daß diese Bestimmungen, die zwar in späteren Kriegen überall häufig gebrochen wurden, kaum eine Verbesserung übrig ließen. Auch in den folgenden Zeiten sind dann und wann wieder Versuche gemacht worden, ein Abkommen zu treffen, wie es eben geschildert ist und wie wir es nachher in der Genfer Konvention, die wir der aufopfernden Arbeit von Henri Dunant verdanken, wiederfinden.

Der jetzige Weltkrieg hat alles über den Haufen geworfen. Das Gesagte ist der beste Beweis dafür, daß nicht wir die Barbaren sind, sondern daß es die Engländer und Franzosen sind, denen in Bezug auf die Genfer Konvention und die Humanität gegen die Verwundeten ein Kulturrückschritt von ungefähr 200 Jahren nachgewiesen werden kann.

* **Ein Pfund Rindfleisch für zwei Pfennige!** Die billigsten Fleischpreise, die je in Deutschland existiert haben, waren Ende des 15. Jahrhunderts zu finden. Wenigstens teilt dies Joh. Mich. Koch uns in seiner „historischen Erzählung von dem berühmten Bergschloß Wartburg“ (Eisenach 1710) mit. Er schreibt: „Als anno 1490 Burkhardt v. Wolfframsdorf Amtshauptmann auf Wartburg war, ist eine sehr wohlfeile Zeit gewesen, maßen sich in einer unter ihn geführten Rechnung gefunden, daß damals ein Pfund Rindfleisch zwenn Pfennige, 1 Pfund Schweinefleisch vier Pfennige und ein Pfund Hammelfleisch drei Pfennige gegolten habe. — Bei einem Convivo, so in herrschaftlichen Verrichtungen angestellt worden, ist nach Bericht gedachter Rechnung aufgegangen: Vor ein Kalb 5 Groschen 2 Pfennige, vor ein Stübchen (4 Maß) Landwein 1 Groschen 1 Pfennig, vor 5 Pfund Speck mit Zubehör 3 Groschen 6 Pfennige. Summa 9 Groschen 9 Pfennige.“ Dementsprechend sind die Gehälter in damaliger Zeit gewesen, daß zum Beispiel der Kaplan der Wartburg eine jährliche Besoldung von 3 Schock 20 Groschen (8 Taler 8 Groschen) und der Schulmeister am Frauenberg zu Eisenach eine solche von 4 Schock 26 Groschen 6 Pfennigen hatte, während der Gerichtsschreiber gar nur 1 Schock 9 Groschen 3 Pfennige jährlich bekam.“

Heiteres.

Aus der Kaserne. Unteroffizier (beim Reckturnen, als ein Rekrut nicht mehr vom Querbaum herunterkommt): „Zum Kuckuck auch, Bäumler, ich glaube, Sie wollen da oben die Friedensverhandlungen abwarten?“